

sonst niemand in Frage, indem er Technik und Weltzivilisation als ihre Vollendung bestimmte“ (520). Selbst wenn angesichts der Bandbreite der Beiträge lediglich ein lockerer Bezug zu dem Leitthema der Festschrift ‚Rehabilitierung des Subjektiven‘ gegeben ist, eines machen die in der Festschrift versammelten Beiträge auf jeden Fall deutlich: daß das Denken von Hermann Schmitz in vielfacher Weise anregend gewirkt hat.

H.-L. OLLIG S. J.

SWINBURNE, RICHARD, *The Existence of God. Revised Edition*. Oxford: Clarendon Press 1991. 327 S.

0. der deutschsprachige Leser wird aus zumindest zwei Gründen mit Gewinn zu dieser erweiterten Originalausgabe des inzwischen auch im deutschen Sprachraum recht populären Werkes greifen. Erstens, um in die Situierung des Werkes auf dem Hintergrund der Wissenschaftstheorie und analytischen Religionsphilosophie bessere Einsicht zu gewinnen (Die schon bestehende deutsche Übersetzung von R. Ginters [Die Existenz Gottes. Stuttgart: Reclam 1987] geht von einem leicht umgearbeiteten Text aus, in dem insbesondere viele der Fußnoten weggelassen sind, wodurch der Leser um etliche interessante Querverweise auf Diskussionen in der angelsächsischen Philosophie gebracht wird.) Zweitens ist diese revidierte Ausgabe ergänzt um zwei Anhänge, die direkt auf aktuelle Debatten eingehen.

1. Swinburne ist nicht der erste, der das Projekt eines induktiven, probabilistischen Aufweises der Existenz Gottes mit Hilfe des Bayes'schen Theorems in Angriff nimmt. Dieses Theorem ist im Rahmen der klassischen Wahrscheinlichkeitstheorie leicht ableitbar und dient der Berechnung „inverser Wahrscheinlichkeiten“, d.h. der Wahrscheinlichkeiten (P) von Ursachen bzw. Erklärungshypothesen (h) aufgrund bekannter Indizien (e) und bestimmten Hintergrundwissens (k), es lautet:

$$P(h/e.k) = \frac{P(h/k) P(e/h.k)}{P(e/k)}$$

Schon Franz Brentano hat in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine bayesianische Version des teleologischen Gottesbeweises vertreten, die sich auch in der Edition seiner Vorlesungen aus den Jahren 1891/92 findet (F. Brentano, *Vom Dasein Gottes*. hg. von A. Kastil [Philosophische Bibliothek 210]. Hamburg: Meiner 1980, insbes. §§ 351–368). Freilich kann Brentanos Argument nicht mit Sw.s subtiler Ausarbeitung eines Systems induktiver Argumente für die Existenz Gottes konkurrieren, der Grundgedanke ist jedoch bei beiden Autoren derselbe. – Charakteristisch für Sw.s Ansatz ist es, daß er einige der traditionellen Argumente für die Existenz Gottes als schwache induktive Argumente rekonstruiert und – nach Art juristischer Beweisführung – zu einem „cumulative case-argument“ verbindet. Sw. unterscheidet dabei zwischen P-induktiven Argumenten (die die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese über 0,5 anheben, sie also wahrscheinlicher machen als ihr Gegenteil) und C-induktiven Argumenten (die die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese absolut erhöhen, egal um welchen Wert). Man kann sich diese Unterscheidung leicht an einem Beispiel klarmachen: Wenn der gesuchte Verbrecher blond war, dann ist Herrn Müllers Blondheit nur ein schwaches C-induktives Argument dafür, daß er der Täter war. Ebenso sind es schwache C-induktive Argumente für Müllers Täterschaft, daß er dieselben Schuhabdrücke hinterläßt und dieselbe Automarke benützt wie der Täter. Kommen jedoch hinreichend viele Indizien zusammen, dann ergibt sich irgendwann ein P-induktives Argument, d.h. die Wahrscheinlichkeit von Müllers Täterschaft wird größer als 0,5. – Als gültige C-induktive Einzelargumente für die Existenz Gottes betrachtet Sw. zunächst das kosmologische Argument (à la Leibniz, aus der Existenz eines komplexen physikalischen Universums), das teleologische Argument (aus der Ordnung im Universum), das Argument aus der Existenz von Bewußtsein, das Argument aus der Vorsehung (aus der Tatsache, daß die Welt so gestaltet ist, daß Menschen und Tiere ihre biologischen, psychologischen, sozialen und intellektuellen Bedürfnisse befriedigen können), und schließlich Argumente auf

Grund von Wundern. – All diese Argumente reichen jedoch noch nicht zu einem P-induktiven Argument hin. An diesem Punkt der Überlegungen nimmt Sw. eine Art Beweislastumkehr vor, bei der die religiösen Erfahrungsberichte vieler Gläubiger die entscheidende Rolle spielen. Nach dem für Sw.s Erkenntnistheorie zentralen „Verlässlichkeitsprinzip“ (principle of credulity) ist Wahrnehmungsberichten solange zu trauen, solange nicht aus anderen Gründen feststeht, daß das Berichtete hochgradig unwahrscheinlich ist (254–276). Dies gilt auch für Berichte über religiöse Wahrnehmungen. Die übrigen C-induktiven Argumente für die Existenz Gottes haben also nur die Funktion, darzutun, daß die Existenz Gottes nicht hochgradig unwahrscheinlich ist. Erst damit ergibt sich ein P-induktives Argument, dessen Resultat allerdings nur eine Wahrscheinlichkeit irgendwo zwischen 0,5 und 1 für die Hypothese von der Existenz Gottes ist. Nichts desto trotz betrachtet Sw. den Theismus damit als wesentlich wahrscheinlicher als sämtliche Konkurrenzhypthesen. Der auf 1, d. h. die volle Gewißheit fehlende Rest ist – so Sw. – der Raum für den persönlichen Glauben (2).

2. Soweit die Grundstruktur von Sw.s Argumentation. Das eigentliche Herzstück von Sw.s Einzelargumenten ist der Appell an Einfachheitsüberlegungen. Sw. kennzeichnet den Theismus als eine relativ einfache Hypothese: Gott werden Eigenschaften wie Wissen, Güte, Anwesenheit, Freiheit, Macht etc. in unendlichem Maße zugesprochen (so weit dies logisch möglich ist, näheres dazu siehe in „The Coherence of Theism“ [Oxford 1993]). Größen wie Null und Unendlich sind nach Sw. einfacher als bestimmte Werte dazwischen; hätte Gott in bestimmter Weise beschränkte Vollkommenheiten, dann würde dies nach einer Erklärung schreien: „A finite limitation cries out for an explanation of why there is just that particular limit, in a way that limitlessness does not.“ (94) Damit ist die Hypothese von der Existenz Gottes einfacher als sonstige Hypothesen, insbesondere die einer zufälligen Entstehung unserer Welt, und bietet sich als natürlicher Endpunkt allen Erklärens geradezu an: „Theism postulates a God of infinite power, knowledge and freedom, and that all complete explanation is personal explanation. Hence theism forms a natural stopping-point for explanation, a natural candidate that is for a brute fact which explains other things, but itself has no explanation.“ (107) Eine abschließende Erklärung, d. h. eine Erklärung, bei der es für die Existenz und Wirkung der in ihr aufgezählten Faktoren keine weiteren Erklärungen gibt, kann nach Sw. immer nur personal sein, etwa nach dem Modell: die Naturgesetze erklären, wie die Dinge in der Welt wirken, die personale theistische Erklärung erklärt die Existenz und Wirksamkeit der in der naturwissenschaftlichen Erklärung genannten Faktoren (86).

3. Ein Charakteristikum von Sw.s Denken ist sein starker und expliziter Apriorismus bezüglich der Einfachheitskriterien für Hypothesen. Einfachheitskriterien können (dies sieht Sw. als eine der Konsequenzen aus Goodmans Paradoxon an) nicht aus einer endlichen Menge von Beobachtungen gewonnen sein, denn daraus wären unendliche Extrapolationen für die Zukunft möglich; vielmehr gelten sie a priori und transkulturell und haben intrinsische Grundlagen (in „An Introduction to Confirmation theory“ [London 1973], 97–123 finden sich nähere Ausführungen Swinburnes zu diesem Thema). Damit verbunden ist ein starker Realismus in bezug auf die Naturgesetze ebenso wie in bezug auf ästhetische und moralische Werte. Appendix A des vorliegenden Werks, in dem Sw. auf drei Aspekte der Kritik J. L. Mackies (in „The Miracle of Theism“) reagiert, macht diesen Apriorismus nochmals besonders deutlich. Auf Mackies Einwand, der Begriff der personalen Erklärung und die theistische Hypothese seien gar nicht so einfach wie Sw. behauptet, da nichts in unserem Hintergrundwissen diese Dinge verständlich macht, antwortet Sw. mit einer sehr deutlichen Darstellung des Apriorismus, der in seinem Ansatz vorausgesetzt wird: die Ausgangswahrscheinlichkeit des Theismus solle rein a priori, primär anhand von Einfachheitsüberlegungen beurteilt werden, und ebenso sei die Relation zwischen personaler Intention und Verwirklichung a priori sehr einfach. Dies sei schon an der Genese des Begriffes einer solchen Relation ablesbar: schon bevor wir lernen, aus welchen Gliedern die Kausalkette etwa zwischen Absichten und Handbewegungen besteht, sei uns die Relation zwischen Intention und Handlung einsichtig. Durch diese Einsicht wird uns ein einfacheres Modell verständlich, in dem die Grenzen der Humanbiologie wegfallen, und in diesem Sinne ist die theistische Erklärung sehr einfach. –

Auch in der Antwort auf Mackies zweiten Kritikpunkt zeigt sich Sw.s Apriorismus deutlich. Mackie hatte kritisiert, daß die Erklärung der Mannigfaltigkeit der Phänomene durch göttliche Intention das Problem nur verschiebt: wir müssen dann eben eine Mannigfaltigkeit von Intentionen in Gott annehmen. Sw. hält dagegen, daß von den verschiedenen Weltzuständen einige so sind, daß ein moralisch vollkommener Gott ausschlaggebende Gründe hätte, sie nicht zu erschaffen, weil etwa das Ausmaß unverdienten Leidens darin zu groß ist. Bezüglich anderer Zustände hätte Gott dagegen gute Gründe, sie zu erschaffen. Die Wahl zwischen gleich guten Weltzuständen ist dann leicht personal erklärbar. Voraussetzung einer solchen Argumentation ist freilich ein starker realistischer Apriorismus in bezug auf moralische und ästhetische Wertungen: Bestimmten Sachverhalten kommen intrinsische moralische und/oder ästhetische Werte zu, und zwar so, daß selbst Gott dies bei der Erschaffung der Welt zu berücksichtigen hat. Daß mit einer solchen Position größere erkenntnistheoretische Probleme verbunden sind, dürfte auf der Hand liegen. – Drittens geht Sw. auf Mackies Einwand ein, daß die Verwirklichung bestimmter Eigenschaften des beobachteten Universums a priori gar nicht so unwahrscheinlich sei wie Sw. behauptet hatte. Mackie hatte bemerkt, daß eine solche Unwahrscheinlichkeit nur dann behauptbar sei, wenn a priori eher ein Zustand absoluter Zufälligkeit im Universum zu erwarten sei. Sw. stimmt dem zu – a priori sei ein völlig regelloses Verhalten der Bestandteile des Universums tatsächlich wahrscheinlicher. Ein Universum dagegen, in dem sich die Materie nach bestimmten Regeln verhält, damit dem theoretischen und praktischen Zugriff intelligenter Wesen offen ist, die sich damit für den Himmel disponieren können, von dem sie in der religiösen Erfahrung eine Vorahnung besitzen, macht die Annahme einer Person als gemeinsamen Grund wesentlich einfacher und damit wahrscheinlicher als die Hypothese, diese Regularitäten seien schlicht als nackte Fakten hinzunehmen. Soweit ich sehe, bleibt ein Einwand Mackies damit jedoch im Raume stehen: einerseits behauptet Sw., daß die beobachtbaren Regelmäßigkeiten unwahrscheinlich wären, würde Gott nicht existieren. A priori sei absolute Regellosigkeit also wahrscheinlicher. Andererseits hält Sw. an der Sinnhaftigkeit induktiven Schließens fest, egal ob Gott existiert oder nicht. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß gerade keine absolute Regellosigkeit herrscht.

4. Als zusätzliches C-induktives Argument bespricht Sw. in Appendix B das Argument aus der Feinabstimmung (fine-tuning) des Universums, das seit etwa eineinhalb Jahrzehnten Gegenstand naturwissenschaftlicher und kosmologischer Debatten ist, aber auch z. B. in Brentanos erwähntem Argument schon einen entfernten Vorläufer hat. – Entscheidend für Sw.s Argument ist, daß das Zusammenspiel bestimmter Naturkonstanten und Naturgesetze eine notwendige Bedingung für das Auftreten von Leben auf Kohlenstoffbasis ist, und daß Sw. diese Merkmale für a priori sehr unwahrscheinlich hält. Voraussetzung dafür, daß überhaupt stabile höhere chemische Elemente wie etwa Kohlenstoff entstanden sind, ist die Tatsache, daß sich die Stärken von Kräften und die Größe von Massen der subatomaren Teilchen in ganz bestimmten, schmalen Bandbreiten bewegen, und daß das Pauliprinzip gilt (demzufolge es in einem Atom keine zwei Elektronen im gleichen Quantenzustand geben kann). Die Grundgesetze der Quantenmechanik verhindern das Abstürzen der Elektronen in den Atomkern, das Pauliprinzip ist für den Schalenbau der Atome verantwortlich. Bestimmte andere Naturkonstanten ermöglichen erst die Bildung längerer Moleküle wie der DNS. – Weitere bestimmte Zahlenwerte liegen der Geschichte des Universums zugrunde: wäre die anfängliche Expansionsgeschwindigkeit des Universums nach dem Urknall geringfügig größer oder kleiner gewesen, hätten sich keine Sterne und damit höheren Elemente gebildet, bzw. das Universum wäre wieder kollabiert; hätte es weniger oder mehr anfängliche Inhomogenitäten in der Strahlungsverteilung gegeben, hätten sich keine Galaxien gebildet, bzw. das Universum wäre schon vor der Sternbildung in schwarzen Löchern „verschwunden“. Dieses diffizile Zusammenspiel von Naturkonstanten und Gesetzen erachtet Sw. als inductive Bestätigung für die Hypothese der Existenz Gottes (311 f.). Sw. diskutiert im folgenden zwei gängige Strategien zur Vermeidung der theistischen Erklärung dieses Zusammenspiels. Die erste entspringt einer Fehldeutung des sogenannten „anthropischen Prinzips“. Dieses Prinzip wird in mehreren Versionen vertreten. Eine schwache Version besagt, daß es keine Beobachter der Natur gäbe, wenn die Naturgesetze und Konstanten

anders geartet wären. Daraus folgt, daß alle Theorien, die die Naturgesetze und Grenzbedingungen so beschreiben, daß sich daraus keine intelligenten Beobachter entwickeln könnten, falsch sind. Eine evident falsche Konklusion aus dem schwachen anthropischen Prinzip wäre, daß die Beschaffenheit der Naturgesetze aus unserer Existenz folge; die Naturgesetze und Grenzbedingungen verursachen ja unsere Existenz und nicht wir sie. Die Interpretation des schwachen anthropischen Prinzips, die als Argument gegen die theistische Konklusion verwendet wird, lautet etwa folgendermaßen: es sollte nicht verwundern und bedarf deshalb keiner Erklärung, daß die Naturgesetze und Grenzbedingungen so zusammenspielen, denn sonst gäbe es keine Beobachter. Auch diese Konklusion erachtet Sw. als falsch – seiner Ansicht nach bedarf die Abstimmung der Naturgesetze und Grenzbedingungen sehr wohl einer Erklärung. – Das starke anthropische Prinzip kommt der Behauptung einer umfassenden Naturteleologie gleich und dürfte schwerlich zu rechtfertigen sein: Die Naturkonstanten und -gesetze müssen so sein, daß sich irgendwann Leben bzw. intelligente Beobachter des Universums entwickeln. – Sw.s klare Diskussion der Versionen des anthropischen Prinzips macht einen der wertvollsten Teile des Buches aus, und seiner anschließenden negativen Wertung anthropischer Prinzipien ist durchaus zuzustimmen: „Anthropic principles serve only to obfuscate.“ (314). – Als eine weitere Strategie zur Vermeidung theistischer Erklärungen bespricht Sw. die Postulierung mehrerer Welten bzw. Universen. Auch dieses Postulat kann in mehreren Versionen erfolgen. Zunächst könnte man als die „anderen Welten“ diejenigen Bereiche des Universums verstehen, die sich zeitlich und/oder räumlich unserer Beobachtung entziehen. Das Ziel dieser Strategie ist es, durch unendliche Vermehrung der Universen die Ausgangswahrscheinlichkeit der Entwicklung intelligenten Lebens zu erhöhen. Für die Bereiche jenseits der Beobachtungsgrenze ist es aufgrund der bisherigen Befunde allerdings sinnvoll, dieselben Naturgesetze und -konstanten wie bei uns anzunehmen. Eine andere Version ist die „Many-World-Interpretation“ (MWI) der Quantentheorie, die vereinzelt zur Rettung des Determinismuspostulats der Quantentheorie vertreten wird. Nach dieser Theorie spaltet jede Messung das Universum in eine Anzahl verschiedener Universen, wobei jedes Universum einen der möglichen Werte der ψ -Funktion verwirklicht, wir aber nur einem Universum angehören und nur den dort verwirklichten Wert der ψ -Funktion beobachten können. Damit existieren alle möglichen Universen und man braucht nicht anzunehmen, daß die Grenzbedingungen in einem engen Bereich liegen müssen. Der Nachteil dieser Theorie ist allerdings, daß damit unendlich viele Welten angenommen werden müssen, die allerdings per definitionem niemals einen beobachtbaren Effekt in unserer Welt haben werden. Nach dem „Ockhams Rasiermesser“ genannten Prinzip wäre es also besser, die ψ -Funktion indeterministisch als Beschreibung der physikalischen Wahrscheinlichkeit des Verhaltens der realen Weltbausteine zu interpretieren. – Die Abwägung der Wahrscheinlichkeiten im Argument aus der Feinabstimmung des Universums sieht folgendermaßen aus: bezeichnet $P(A)$ die unbedingte, $P(A/B)$ die bedingte Wahrscheinlichkeit von A unter der Voraussetzung von B , e die Existenz der intelligentzhervorbringenden Welt, h_2 die Existenz unendlich vieler Welten, h die Existenz Gottes und k das Hintergrundwissen, so soll nach der MWI $P(h_2/e.k) > P(h/e.k)$ sein. Allerdings – so Sw. – bestätigt e auch h in gewisser Weise. An diesem Punkt nun schmuggelt Sw. eine durch nichts gerechtfertigte Annahme ein: für die weiteren Erwägungen setzt er voraus, daß der Vorhersagewert der beiden Hypothesen annähernd gleich groß wäre: $P(e/h_2.k) = P(e/h.k)$. – Unter dieser Voraussetzung $P(e/h_2.k) = P(e/h.k)$ ist nach dem Bayes'schen Theorem $P(h/e.k) > p(h_2/e.k)$ genau dann, wenn $P(h/k) > P(h_2/k)$. – Damit hat Sw. einmal mehr einen seiner typischsten Argumentationsschritte vollzogen, denn die Wahrscheinlichkeit der beiden Hypothesen hängt insgesamt nun wiederum von ihrer Ausgangswahrscheinlichkeit ab, und die Ausgangswahrscheinlichkeit der Mehrweltenhypothese bezeichnet Sw. im Vergleich zur theistischen Hypothese als „absurdly low“ (322). Insgesamt wird die Existenz Gottes durch die Existenz unserer lebenshervorbringenden Welt induktiv viel stärker gestützt als die Existenz mehrerer Welten, und das „fine-tuning“-Argument bleibt trotz aller Umgehungsstrategien ein gutes C-induktives Argument.

5. Sw.s Vorgangsweise liegt in vielen Punkten quer zur traditionellen philosophischen Gotteslehre und ist sehr detailreich, damit muß eine Kurzkritik im Rahmen einer Rezen-

sion notwendig in gewisser Weise oberflächlich ausfallen. Das Buch liest sich weithin als anti-humeanischer Traktat zur Verteidigung der Möglichkeit von Erkenntnis jenseits des Bereichs sinnlicher Wahrnehmung. Die Mittel, die Sw. dazu anwendet, sind jedoch weithin cartesianische Gedankenexperimente auf einer anthropomorphen begrifflichen Basis. Es ist unser Alltagsverständnis von menschlichen Personen und ihren Handlungen, das den Rahmen für Sw.s Explikation des Gottesbegriffs darstellt. Dies führt zu einem markant anthropomorphen Gottesbild, das im wesentlichen an einen allmächtigen, allwissenden, omnipräsenten, gütigen Poltergeist erinnert, an ein gigantisches cartesianisches Ego, dessen Verhältnis zur Welt ungefähr so zu verstehen ist wie das eines cartesianischen Ego zum Körper (im Bereich der *philosophy of mind* ist Sw. der prominenteste zeitgenössische Vertreter des Dualismus, vgl. etwa Kap. 9 sowie *The Evolution of the Soul* [1986]). Sw.s Werk kann gelesen werden als der Versuch, eine philosophische Gotteslehre unter konsequenter Vermeidung analoger Begriffsbildung zu entwickeln. – Das dahinter stehende Grundproblem ist der schon mehrmals angesprochene häufige Rekurs Sw.s auf apriorische Einfachheitskriterien. Wer mit solchen Einfachheitskriterien operiert, ist in der Gefahr, Vorurteile des *common-sense*-Weltbildes in seine Wahrscheinlichkeitsbeurteilungen einfließen zu lassen, Vorurteile, die der wissenschaftliche Fortschritt irgendwann dann doch als zweifelhaft erscheinen lassen kann (überhaupt ist die heutige Wissenschaftstheorie bezüglich des Begriffes der Einfachheit sehr vorsichtig geworden). Im Kontext theistischer Erklärungen stellen Einfachheitsüberlegungen ein besonderes Problem dar. Mackie trifft einen entscheidenden Punkt, wenn er Einfachheitsüberlegungen immer als relativ zu unserer Erfahrungswelt einordnet. Sw.s Einfachheitsüberlegungen zur Beurteilung der Ausgangswahrscheinlichkeit der Existenz Gottes und des Universums kommen dagegen dem Versuch gleich, gedanklich von der Existenz des Universums und der Existenz Gottes abzusehen und sich dann zu überlegen, was (auf Grund seiner intrinsischen Einfachheit) am ehesten existieren könnte (vgl. etwa 112f., 288); derlei Spekulationen sind allerdings seit Hegels Zeiten nicht mehr allzu populär (wohl nicht ganz zu Unrecht). Das Ergebnis solcher Überlegungen kann eigentlich nur sein, daß die gefundenen Ausgangswahrscheinlichkeiten eben unsere weltanschaulichen Grundannahmen begrifflicher, moralischer und ästhetischer Art widerspiegeln, allerdings getarnt durch das Kriterium der „Einfachheit“. Dabei können auch Hintergrundannahmen innerhalb theistischer Weltanschauungen in die Einfachheitsüberlegungen einfließen, wie sich anhand von Sw.s Beurteilung des Erwartungswerts des Theismus zeigen läßt. Eine Hypothese, die einen Erwartungswert Null für die zu erklärenden Indizien hat, hat insgesamt die Wahrscheinlichkeit Null. Für die theistische Hypothese ist dies insofern ein Problem, als klassische theistische Theorien stets die Freiheit Gottes bei der Erschaffung der Welt betonen: aus der Existenz Gottes darf noch nichts für die Existenz der Welt folgen. Als Ausweg greift Sw. zum Postulat einer entsprechenden Intention Gottes, das Universum zu erschaffen. Unter der Annahme solcher Intentionen bekommt der Theismus seinen kleinen Erwartungswert. Keine unserer Erfahrungen macht es wahrscheinlich, daß Gott Grund haben sollte, ein Universum zu erschaffen. Dieses Postulat einer Intention Gottes entspricht jedoch einer Kernaussage religiöser Erklärungen und entspringt einer bestimmten Sichtweise bzw. Deutung all dessen, was begegnet: die Existenz des Universums ist von Gott gewollt. Diese grundsätzliche Werthaftigkeit der Welt ist eine weitere weltanschauliche Hintergrundannahme hinter Sw.s Argument. Sie ist jedoch verknüpft mit einer Reihe weiterer impliziter Annahmen über die Welt insgesamt, wie etwa der folgenden: die Welt ist in moralischer und ästhetischer Hinsicht so beschaffen, daß ein gütiger Gott Gründe haben kann, sie zu erschaffen, und das Ausmaß des Übels in der Welt widerspricht dem nicht. An diesem Punkt, der Einordnung des Übels, verläßt Sw. seine sonstige Bayesianische Methode; seine Rechtfertigung des Übels ist eine verfeinerte Version der „*free will defence*“: moralische Übel sind eine notwendige Begleiterscheinung der Existenz freier Geschöpfe, und ein gewisses Ausmaß an Erfahrung natürlicher Übel ist Bedingung der Möglichkeit rationaler moralischer Entscheidung und moralischer Selbstvervollkommnung. – Insgesamt zeigt sich also, daß auch Sw.s Gottesbeweise in gewisser Weise die eigentümliche weltanschauliche Einbettung besitzen, die den Gottesbeweisen allgemein zukommt, wenngleich Sw. die Funktion von „Erklärung“ und „Beweis“ im religiösen Kontext anders sieht als die klassische Tradition.

Er behandelt die Hypothese der Existenz Gottes grundsätzlich ähnlich wie einzelwissenschaftliche Hypothesen, die durch Indizien bestätigt oder entkräftet werden können. Die Erklärungen, die einzelwissenschaftliche Hypothesen anbieten, sind jedoch insgesamt anderer Natur als die religiöser Hypothesen. Sie beziehen sich auf einzelne Aspekte eines bestimmten Bereichs von Phänomenen in der Wirklichkeit. Wenn innerhalb einzelwissenschaftlicher Hypothesen Existenzbehauptungen auftreten, so verändert dies unsere Überzeugungen über die Zusammenhänge eines relativ kleinen Bereiches der Wirklichkeit. Die Art von Erklärung, die theistische Religionen anbieten, ist dagegen umfassend und integrativ: theistische Religionen nehmen eine Entität an, die zur Gesamtwirklichkeit in einem Begründungs- und Sinnzusammenhang steht. Gottesbeweise haben weniger den Zweck, Außenstehenden die Existenz Gottes anzudemonstrieren, sondern vielmehr den Zweck, weltanschauliche Voraussetzungen zu explizieren und zu klären, wie dieser Begründungszusammenhang zwischen Gott und Welt näher zu denken ist (freilich machen sie dabei Gebrauch von Einsichten, die an sich auch dem Nichttheisten zugänglich sind, etwa Einsichten bezüglich Bewegung und Kausalität). Ich verweise hierzu etwa auf die *quinque viae*: jeder dieser Beweise dient gleichzeitig der Klärung einer Eigenschaft Gottes, der Klärung eines der Aspekte, wie Gottes Wirken nach außen aus der Sicht einer theistischen Weltanschauung verstanden wird. Diese weltanschauliche Einbettung der Gottesbeweise zeigt sich etwa an der wiederkehrenden Schlußbemerkung der einzelnen Wege: *et hoc omnes intelligunt Deum* – es geht nicht um einen nachträglich und äußerlich hinzugefügten Existenzbeweis für eine zusätzliche Entität, sondern die Explikation dessen, was einen zentralen Teil der theistischen Weltanschauung ausmacht. Aus traditioneller Sicht spielt bei dieser Klärung des Sinnes von Aussagen über Eigenschaften und Wirken Gottes die Analogielehre eine entscheidende Rolle; daß demgegenüber Sw. seine Analyse unter konsequentem Verzicht auf analoge Begriffsbildungen vorantreibt, wurde bereits angesprochen. – Sw.s von der Tradition abweichendem Begriff theistischer Erklärung entspricht auch die geänderte Rolle der subjektiven Gewißheit. Für Sw. spielen Glauben und subjektive Gewißheit die Rolle eines Lückenfüllers, sie ergänzen die aus den Gottesbeweisen gewinnbare Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes auf die volle Gewißheit (d. h. subjektive Wahrscheinlichkeit gleich 1). Dabei wird m. E. jedoch übersehen, daß die subjektive Gewißheit keine für die philosophische Gotteslehre bereichstypische Ergänzung für fragwürdige Argumente ist, sondern bei praktisch jedweder Argumentation ihre Rolle spielt. Wer etwa bestimmte Intuitionen über die Grundlagen der Mathematik nicht teilt, gegenüber dem werden manche angebotenen Beweise wirkungslos bleiben. Ähnliches ließe sich an Hand der hartnäckigen Gegner der Evolutionstheorie oder der Leugner der Existenz von KZs im Dritten Reich nachweisen: wem die subjektive Zustimmung zu einer Argumentation fehlt, der ist auch durch erdrückendes Beweismaterial nicht zu überzeugen.

Die vorstehenden Kritikpunkte ändern nichts daran, daß es sich bei dem Buch um einen Markstein der zeitgenössischen philosophischen Gotteslehre handelt, um das keine seriöse Diskussion der Gottesbeweise herumkommt. Der Aufschwung, den die Religionsphilosophie und philosophische Gotteslehre im Rahmen der analytischen Philosophie innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte miterlebt haben, ist nicht zuletzt auch Swinburnes Verdienst. – Druckfehler: Der Formalismus auf Seite 321 wird durch drei Druckfehler fast unverständlich: „h“ in Zeile 25 wurde bisher nie eingeführt und müßte „h“ heißen; in Zeile 26 fehlt eine schließende runde Klammer vor der eckigen; in Zeile 34 muß es statt „h₂/k“ heißen: „P(h₂/k)“.

W. LÖFFLER

HUXLEY, ALDOUS, *Gott ist. Essays*. Hrsg. Jacqueline Bridgeman. München–Wien: O. W. Barth 1993. 287 S.

Bekannt ist A. Huxley hierzulande durch seine Romane, am bekanntesten wohl durch *Brave New World* (1932), das nicht bloß Neil Postman mit guten Gründen für trefender hält als Orwells 1984. Schon seine (späteren) Romane aber sind Ideendramen (Kritiker erklären: handlungsdünne mystische Traktate – 18). 1949 erschien in Zürich die Übersetzung seiner Anthologie *The Perennial Philosophy* (1944). So manchem daraus, wie aus *Time Must Have a Stop* (1945), begegnet man hier wieder. Der